■ Rezensionen

Archiving and Narrating in Historiography

Sebastian Jobs/Alf Lüdtke (Hg.), Unsettling History. Archiving and Narrating in Historiography, Frankfurt/New York (Campus) 2010, 253 S., 29,90 €

In ihrem Aufsatz über Formen des Erinnerns an die Belagerung Leningrads während des Zweiten Weltkriegs beschreibt Andrea Zemskov-Züge folgende Begebenheit: Bei der Arbeit im Archiv mit einer Sammlung von Interviews und Gesprächsprotokollen, die nach dem Krieg von einem Institut der kommunistischen Partei mit Bewohnern Leningrads über die Geschehnisse während der Belagerung gemacht wurden, fanden sich sehr persönliche, sehr individuelle Schilderungen vom Tod von Familienangehörigen und den brutalen Lebensbedingungen, denen die Eingeschlossenen ausgesetzt waren. Zemskov-Züge fragt sich, ob diese Dokumente, deren Inhalte teils deutlich von dem parteilich geforderten Narrativ der Belagerung abwichen, auch zu Sowjetzeiten frei zugänglich waren. Eine Archivmitarbeiterin bejahte dies – schließlich handele es sich um persönliche Erinnerungen, nicht um historische Fakten.

Ich bin geneigt, diese überraschende und deswegen Erkenntnis versprechende Episode exemplarisch zu nehmen, um zwei mögliche Lesarten des von Sebastian Jobs und Alf Lüdtke herausgegebenen Sammelbandes über »Verunsichernde Geschichte(n)« vorzustellen. Die eine Lesart würde sich nicht vollumfänglich, aber tendenziell der Position der Archivmitarbeiterin anschließen, dass Persönliches und historisch Gesichertes nichts miteinander zu tun haben. Denn man kann sich angesichts dieses Sammelbandes einmal mehr die Frage stellen, welchen Weg die Geschichtswissenschaft zukünftig einzuschlagen gedenkt. Sie scheint schon seit geraumer Zeit vor allem zu wissen, was sie nicht mehr will: keine Meistererzählungen, keinen naiven Objektivitätsglauben, keine überheblich koloniale Perspektive. Aber überzeugende Alternativen sind noch nicht an die Stelle traditioneller Prinzipien getreten. Angesichts all dieser Verunsicherungen, die es ja auch in den Titel des Sammelbandes geschafft haben, mag der Verweis der Archivmitarbeiterin auf die historischen Fakten nur allzu verständlich erscheinen. Brauchen wir nicht irgendetwas Unumstößliches, an dem wir uns festhalten können? Dieser Sammelband liefert ein solches Fundament auf jeden Fall nicht. Im Gegenteil, die Einleitung der Herausgeber macht deutlich, dass mit dem Titel der »Verunsichernden Geschichte« nicht nur ein Zustand konstatiert, sondern ein historiographischer Zielpunkt angegeben ist. Es geht um mehr, nicht um weniger Verunsicherung! Es geht um die Skepsis angesichts des eigenen geschichtswissenschaftlichen Tuns, es geht um die Unmöglichkeit einer immer zutreffenderen Kenntnis der Vergangenheit qua Historiographie. Durch die Dreiteilung des Bandes wird angezeigt, dass keines der konstitutiven Fundamente der Geschichtsschreibung außen vor bleibt: Narrative, Archive und das geschichtsschreibende Selbst werden daraufhin befragt, wie sie zu einer Geschichte beitragen, die nicht mehr »die Geschichte« ist. Und nach all diesen theoretischen Beunruhigungen, epistemologischen Selbstbefragungen und durchdachten Dekonstruktionen – was bleibt? Muss das Festhalten an den historischen Fakten nicht allzu verständlich erscheinen?

Ich habe den Eindruck, die in solchen geschichtstheoretischen Diskussionen regelmäßig auftauchenden Verweise auf ein »Eigentliches« der Historie sind nichts anderes als nostalgische Rückbezüge auf ein goldenes Zeitalter der Geschichtsschreibung, in dem historische Darstellungen noch als eben das galten: als Vergangenheitsbeschreibungen, die sich nicht beständig selbstreflexiv untergraben mussten. Abgesehen davon,

dass (wie so häufig bei nostalgischen Reflexen) dieses Paradies wohl niemals existierte (davon kann ein Blick in Droysens *Grundriss der Historik* zeugen), können wir eigentlich froh und glücklich sein, es verloren zu haben.

Und damit komme ich zur zweiten möglichen Lesart dieses Sammelbandes, die den Beiträgen nur dankbar sein kann, weil es nie genug der historiographischen Selbstbefragung geben kann. Geschichtsschreibung auf ihr eigenes Tun hin zu durchleuchten, kann nämlich kaum eine Verlustgeschichte sein, weil man nicht verlieren kann, was man nie besessen hat. Eigentlich keine neue Erkenntnis, aber immer noch für den einen oder anderen Aufreger gut. Daher ist es durchaus hilfreich, wenn in diesem Band im Einzelnen zwar recht unterschiedliche, in ihrer Ausrichtung aber durchaus übereinstimmende Beiträge versammelt sind. David William Cohen unternimmt gewissermaßen eine doppelte Form der Selbstreflexion, indem er auf »die Geschichte« seines eigenen, in den 1980ern entwickelten Konzepts einer »production of history« zurückblickt, mit dem die Arten und Weisen thematisiert werden sollen, wie Geschichte hervorgebracht wird. Jacques Revel plädiert für eine Praxis der Geschichtsschreibung, die Diskontinuität ernst nimmt, indem sie divergente Perspektiven miteinander verknüpft. Dipesh Chakrabarty erörtert die – letztlich offenbleibende – Frage, wie nach dem Ende historischer Objektivitätsansprüche und dem Ende des europäischen Kolonialismus eine Ethik der Geschichtsschreibung noch begründet werden kann. Michael Schoenhals stellt eine chinesische Internetseite von Hobbyhistorikern vor, die auf einem schmalen Grat zwischen der Archivierung Pekinger Lebens und der Beobachtung durch staatliche Behörden operiert. Philipp Müller ist Leopold Ranke auf den Fersen und folgt diesem auf seinen Archivreisen nach Wien und Italien, wobei Schwierigkeiten des Archivzugangs ebenso zum Vorschein kommen wie erotisierende Beschreibungen des Verhältnisses zu den Archivalien. Leora Auslander portraitiert das Jüdische Museum und das Centrum Judaicum in Berlin sowie die Nachlässe von drei Juden, die die Shoah überlebt haben – und paradoxerweise nur aufgrund dieses Umstandes in den Status der Archivwürdigkeit aufgerückt sind. Eve Rosenhaft wendet sich den spärlichen Ego-Dokumenten einer Roma-Familie zu, die die Herrschaft der Nationalsozialisten erlebt und nur teilweise überlebt hat – und praktiziert zugleich eine erhellende Form der Selbstreflexion, indem sie ihren eigenen Beitrag mit Marginalien kommentiert und die unterschiedlichen, am Text beteiligten Stimmen identifiziert. Sheila Fitzpatrick berichtet über ihre Erfahrungen der Selbsthistorisierung beim Schreiben von Büchern über ihren Vater, ihren verstorbenen Ehemann und sich selbst, samt der Auswirkungen, die diese Erfahrungen auf ihre weiteren historischen Arbeiten hatten. Andrea Zemskov-Züge behandelt, wie gesagt, Selbstzeugnisse aus der Zeit der Belagerung Leningrads und ihre unterschiedliche Rubrizierung als offiziell oder nicht offiziell. Rhys Isaac stellt anhand eines Tagebuchs eines amerikanischen Grundbesitzers aus dem 18. Jahrhundert die Textgattung der *masterlore* (in Anlehnung an *folklore*) als eine Form der Herrschaftserzählung vor. Gesine Krüger schildert die Auseinandersetzungen und die historisch-politischen Aufladungen, die sich im Zusammenhang der Rückführung der sterblichen Überreste von Sarah Baartman von Frankreich nach Südafrika entwickelt haben.

Was wir in all diesen Beiträgen nicht finden, ist eine Antwort auf die Frage, wie wir »der Geschichte« denn habhaft werden könnten, wenn all ihre Grundlagen immer wieder in Frage gestellt werden, wenn wir uns – entgegen der Behauptung der russischen Archivmitarbeiterin – nicht nur der historischen Fakten nicht mehr sicher sein könnten, sondern wenn auch die Erzählweisen von Geschichte, die Archive und sogar die Subjekte, die Geschichtsschreibung

praktizieren, bei näherer Betrachtung vor allem ihre Beschränkungen, Unzulänglichkeiten und Verunsicherungen offenbaren. Für diesen Umstand wird es keine Lösung geben. Aber wird dann, wenn ihre Fundamente schon verunsichert und verunsichernd sind, Geschichtsschreibung nicht völlig beliebig? Wohl kaum, zumindest nicht beliebiger als sie ohnehin schon war. Und vor allem: Vergessen wir nicht, wofür wir Geschichte betreiben – für eine Gegenwart, die sich in all ihrer Komplexität zur Selbstbefragung und zu Selbstver(un)sicherung permanent an einem vergangenen Gegenüber reiben muss. Rhys Isaac formuliert in seinem Beitrag treffend: »History is a present story made out of past stories found by the historian in the archives.«

Achim Landwehr (Düsseldorf)